

Gertrud Wolf: Bilder machen Leute: Die Habitualisierung von Gewalt vermittels der Medien

Auch wenn die Zahl der von Frauen begangenen Körperverletzungs- und Betrugsdelikte in den vergangenen Jahren leicht angestiegen ist, so liegt der Prozentsatz weiblicher Gewalt mit 5% deutlich unter dem Anteil der Männer: Gewalt hat ein männliches Gesicht. Stellt sich also die Frage, wie denn die Gewalt in den Mann kommt. Der vorliegende Artikel vertritt die These, dass die Ausprägung des Geschlechts auch sozialen Gesetzmäßigkeiten folgt und Medien eine wichtige Rolle bei der Herausbildung der Geschlechteridentität spielen. Dabei wird das Problem diskutiert, dass männliche Geschlechtsstereotype in den Medien häufig mit Gewaltformen konnotiert sind und dadurch mit dem Geschlecht zugleich Dispositionen zur Gewaltanwendung habitualisiert werden.

Gewalt als Teil eines männlichen Habitus

Um die Funktionsweise von Medien in Bezug auf Phänomene von Gewalt zu untersuchen, scheint es sinnvoll, zunächst die verwendeten personalen Stereotype zu erfassen, mit denen Gewaltformen in den Medien abgebildet werden: Jesse James, Doc Holiday, John Wayne, Arnold Schwarzenegger, Sylvester Stallone, Oliver Kahn, Che Guevara, Bruce Willis, Johanna von Orleans, Lady Diana Bei der Gegenüberstellung von weiblichen und männlichen Helden fällt auf, dass es erstens nur wenige weibliche Helden gibt und dass zweitens die meisten männlichen Helden einen bestimmten Habitus offenbaren mit typischen Aspekten der Stärke, Überlegenheit, Gewaltbereitschaft.

Deutlich wird dabei, dass Gewalt – von wenigen Ausnahmen abgesehen – vor allem ein männliches Phänomen ist, wenn auch nicht selten gestützt von weiblichen Verhaltensweisen der Duldung, Belohnung oder Förderung. Bewusst werden hier die Adjektive männlich vs. weiblich verwendet, um zu verdeutlichen, dass es nicht um konkrete Subjekte und Subjektzuschreibungen geht. Durchaus denkbar sind ja auch solche Fälle, in denen das Subjekt „Frau“ nicht mit dem Adjektiv „weiblich“ zusammenfällt. Ein Beispiel hierfür liefert die Soldatin Lynndie England, die aufgrund ihrer Misshandlungen von Gefangenen im irakischen Abu Ghuraib-Gefängnis bekannt wurde. Sie demonstriert anschaulich die Diskrepanzen zwischen weiblichem Sex und männlichem Gender. Für das Verständnis und die Analyse von männlichen Gewaltattributen ist diese Unterscheidung von einerseits sozialem (Gender) und andererseits biologischem Geschlecht (Sex) sehr hilfreich. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass wir mit *sozial* vor allem die Genese, nicht aber die faktische Erscheinungsform meinen, wobei die Grenzen fließend sind. Die Ausprägung des Gender wird im Habitus offenbar. Der „Habitus“ zeigt sich nach Bourdieu in der Gesamtheit aller Lebensäußerungen in

Alltag, Beruf, Kleidung, Verhalten, Geschmack, Werturteilen, Bewegungsformen und so weiter, in die der Mensch einsozialisiert ist und die ihm zur zweiten Natur geworden sind. Im Habitus schlägt sich die Gesellschaft im Individuum auf der Leibebene nieder, er ist das Leib gewordene Soziale.

Bourdieu verwendet hierfür den Begriff Inkorporierung: Der Habitus ist durch primäre Sozialisation in der Familie und sekundäre gesellschaftliche Sozialisation, z.B. in Bildungsinstitutionen oder Medien, inkorporierte Gesellschaft. „Was der Leib gelernt hat“, schreibt Bourdieu, „das besitzt man nicht wie ein wieder betrachtbares Wissen, sondern das ist man.“ – und weiter: „Das derart Einverlebte findet sich jenseits des Bewusstseinsprozesses angesiedelt, also geschützt vor absichtlichen und überlegten Transformationen, geschützt selbst noch davor, explizit gemacht zu werden: Nichts erscheint unaussprechlicher, unkommunizierbarer, unersetzlicher, unnachahmlicher und dadurch kostbarer als die einverlebten, zu Körper gemachten Werte...“ (Bourdieu 1976, 200).

Wichtig am Habitus ist, dass er nicht als angeborene, sondern als erfahrungsabhängige Konstruktion entworfen wird; in ihr repräsentiert sich die Vergangenheit des Individuums, das Gesamt seiner Geschichte. Über den Habitus wirkt die zur Natur gewordene und so vergessene Vergangenheit wie eine Grammatik in die Gegenwart hinein, eine Grammatik, deren Regeln gekannt und angewendet, aber nicht gewusst werden. Dabei stehen nicht die einzelnen Eigenschaften eines Menschen oder ihre Addition im Vordergrund, sondern ein System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, die den Habitus repräsentieren: „Im Unterschied zur Sozialpsychologie, die den Menschen untersucht, als bestünde er aus einer Summe von Fähigkeiten – Wahrnehmung, Gedächtnis, ästhetische Einstellungen usw. –, habe ich nachzuweisen versucht, dass der Habitus ein generatives, einheitsstiftendes Prinzip bildet, das bewirkt, dass der charakteristische Stil einer Person eine Totalität mit je eigener Physiognomie darstellt“ (Bourdieu 1985, S. 386). Mit dem Habitus-Konzept wird demnach zugleich die Einheit der Person, die Kohärenz ihres Handelns, schließlich ihre Identität als sozialer Akteur thematisiert.

Der Habitus ist also vor allem ein soziologisches Konstrukt, das danach fragt, wie sich die Gesellschaft im Individuum niederschlägt und reproduziert. Um die Brisanz des Habituskonzeptes zu begreifen, eignet sich gerade ein Blick auf die Geschlechterfrage: Wie viel von dem, was uns als Männer oder Frauen kennzeichnet, ist angeboren, wie viel ist erworben und ist uns doch so zur Natur geworden, dass wir nicht einfach aus unserer männlichen oder weiblichen Haut fahren können? Hier zeigt sich nicht bloß die Tragweite inkorporierter gesellschaftlicher Erfahrung, sondern auch deren Subtilität, die sich einfachen Veränderungen, seien sie auch noch so rational begründet, weitgehend entzieht.

Geht man nun von Gewalt als einer habitualisierten Eigenschaft aus, so stellt sich zugleich die Frage nach den Bedingungen der Genese. Das Argument genetischer Prädisposition zur Aggression widerlegt keinesfalls die soziale Determiniertheit, seit dem bekannt ist, dass erst die Gen-Umwelt-Interaktion über die tatsächliche Expression genetischer Zustände entscheidet. Gerade der Bereich des antisozialen Verhaltens ist einer, in dem genotyp-Umwelt-Interaktionen konsistent festgestellt werden (vgl. Baker 2002). Müller-Tucholski (2008) verweist außerdem darauf, dass das Verbrechen eine kulturelle Kategorie sei und sich schon deshalb einer rein biologischen Interpretation entziehe. Aber überprüfen wir zunächst, inwieweit es überhaupt legitim ist, von Gewalt als einem männlichen Phänomen zu sprechen.

Männer: die doppelten Opfer von Gewalt

Befragt man die offiziellen Kriminalstatistiken und die Ergebnisse von Dunkelfeldbefragungen so zeigt sich zunächst recht deutlich, dass es offenbar mehr männliche Tatverdächtige, männliche Verurteilte und männliche Strafvollzugsinsassen in Deutschland gibt, wobei der Abstand zwischen den Geschlechtern auf dem Weg durch die Instanzen immer größer wird (vgl. Jacobsen 2008). Ist das Geschlecht aber ein in sozialer Interaktion erworbenes Konstrukt, erscheinen Täter zugleich als Opfer, wenn sie aufgrund der Geschlechtssozialisierung kriminalisiert werden, wie die folgende Statistik anschaulich belegt.

| Strafgefangene (2004) | |
|--|--------|
| Strafgefangene insgesamt | 63 677 |
| davon Jugendstrafe | 7 304 |
| Nach dem Geschlecht: | |
| Männer | 60 566 |
| Frauen | 3 111 |
| Nach der voraussichtlichen Vollzugsdauer: | |
| bis unter 3 Monate | 5 856 |
| 3 Monate bis einschl. 1 Jahr | 21 147 |
| mehr als 1 bis einschl. 5 Jahre | 28 259 |
| mehr als 5 bis einschl. 15 Jahre | 6 317 |
| lebenslang | 2 098 |

Interessant ist aber auch diese Lesart: Männer leiden an einem höheren Risiko, kriminell zu werden. Das Risiko von Männern „auf die schiefe Bahn zu geraten“ ist demnach 20-mal so hoch, wie das der Frauen. Interessantes Ergebnis der Opfer-Täter-Diskussion ist die Tatsache, dass – außer bei den sexualisierten Gewaltdelikten – Männer zugleich die Haupt-Opferschaft repräsentieren. Eine Erklärung hierfür liefert Joachim Kersten von der Polizeifachhochschule in Villingen-Schwenningen: Für die Absicherung hegemonialer Männlichkeit durch Gewaltanwendung haben die Benachteiligungs- und Unterdrückungsformen gegenüber Mädchen und Frauen weniger Bedeutung als die gegenüber den Geschlechtsgenossen (vgl. Kersten 2002). Entsprechend richten sich Gewaltakte häufiger auf

Personen, die weiter unten in der Machtpyramide stehen: aufschwächere, deshalb häufig jüngere Männer. Dies bestätigen auch die Ergebnisse der Pilotstudie der Bundesregierung „Gewalt gegen Männer“, nach welcher das Risiko, Opfer von Gewaltanwendungen zu werden, in Kindheit und Jugend um ein vielfaches größer ist als im Erwachsenenalter. Einmal mehr bedenklich erscheint dies vor dem Hintergrund, dass die Belastung mit körperlicher Gewalt in der Kindheit und Jugend zunimmt, obwohl die körperliche Gewalt in der Erziehung abzunehmen scheint. Das bedeutet nämlich, dass v. a. die externen, außerfamiliären Gewalterfahrungen zunehmen: Auf dem Schulweg, in der Schule, auf dem Sportplatz werden vor allem junge Männer schon früh mit Gewalterfahrungen konfrontiert. Dies könnte eine soziale Randnote sein, wenn sie nicht via Medium zur gesellschaftlichen Alltagserfahrung würde. Denn es sind längst nicht mehr nur die Helden, die als Einzelschicksale über große Leinwände flimmern, es sind hingegen viele kleine gewalttätige Szenen, denen z. B. als brutaler 8 Sekunden Film, dem sog. snuff video, das kleine Display eines Handys ausreicht: ein Überfall, eine Hinrichtung, ein Unfall, ein Mord ... Hier dienen Medien als mittlerweile ubiquitäres Verbreitungsmittel kleiner alltäglicher Gewaltvignetten, die keiner weiteren Handlung mehr bedürfen, die sich Inhalt genug sind und die so grausam wie alltäglich sind.

Die sozialisierende Wirkung der Medien

Welches sind nun die sozialen Wirkfaktoren medialer Gewaltdarstellungen? Nach dem Konzept von Bourdieu ist Habitus einverleibtes Alltagsleben. Dies bedeutet, dass nicht die einmalige Erfahrung habitusbildend wirkt, sondern das alltäglich sich wiederholende, als normal Erlebte. Man könnte auch sagen: der Habitus reproduziert Normalität, in dem er alltäglich Erlebtes zum Normalfall erhebt. Wenn Medien wie der Fernseher täglich mehrere Stunden des Alltags bestimmen, so dass es legitim ist, von einer Mediengesellschaft zu sprechen, so wird fraglos das dort Gezeigte auf die Herausbildung des Habitus Einfluss nehmen.

Zudem besitzen mediale Informationen, vor allem wenn sie mit Bildern kombiniert sind, eine hohe Suggestivkraft. Sie erschaffen Ikonen und Leitbilder, die sich als Habitus verinnerlichen lassen. Die Macht der Bilder besteht dann gerade darin, dass sie sich an unserem Reflexionsvermögen quasi vorbei schleichen und sich unmittelbar in uns einschreiben. Wir verinnerlichen sie in unserem Körper und werden ihnen so ähnlich, dass wir sie als körpereigene erleben. Dass Medien gleichzeitig eine gewisse Distanz zum Träger des Leitbildes schaffen, fördert ihre Subtilität und Effizienz im Hinblick auf ihre Fähigkeit zur geschlechtsspezifischen Habitusbildung. Denn die geschlechtliche Sozialisation gehört sicherlich zu den intimsten und folgenreichsten Vorgängen der persönlichen Entwicklung. Hier braucht es Leitfiguren, zu denen man bei aller Nähe zugleich eine gewisse Distanz wahren kann. Und wo findet man die? In den Medien! Nirgendwo kann man mit Fremden so intim sein, wie in der medialen Zweitwelt.

Unterstellt man Medien also eine besondere Fähigkeit zur Ausbildung eines geschlechtsbezogenen Habitus, so folgt daraus unmittelbar, dass Medien dann problematisch werden, wenn die Klischees, mit denen sie arbeiten, gewaltbezogene Eigenschaften besitzen. Denn wenn die männlichen Rollen in den Medien v. a. durch Attribute von Gewalttätigkeit dominiert sind, wird mit der Übernahme dieser Leitbilder zugleich das ihnen zugrunde liegende Klischee von Gewalt inkorporiert.

Besonders stark wirkt sich dies zunächst auf Jugendliche aus: Sie sind besonders empfänglich für Leitbilder, die sich auf das Geschlecht beziehen, weil Umbruchs- bzw. Selbstfindungsphasen stets mit einer erhöhten Vulnerabilität für das jeweils relevante Thema einhergehen. Das Thema der Jugend aus entwicklungspsychologischer und biologischer Sicht ist Sexualität, denn das Ende der Latenzzeit, die beginnende Adoleszenz und das Einsetzen der Geschlechtsreife markieren die entscheidende Phase der geschlechtlichen Sozialisierung.

Postmoderner Wandel der geschlechtlichen Identität

Kaum ein Bereich dürfte in den vergangenen Jahren allerdings einem derart heftigen postmodernen Wandel unterworfen worden sein, wie der der geschlechtlichen Identität: Das ehemals feste Rollenverständnis von Männern und Frauen ist durch veränderte Familienstrukturen und arbeitsmarktpolitische Anforderungen zerfallen, das Normalitätsverständnis der Geschlechtlichkeit ist annulliert worden, Sexualität als der Bereich, der am stärksten mit Fragen der Geschlechtlichkeit konnotiert ist, ist öffentlich und aushandelbar geworden. Daraus folgt eine Erweiterung geschlechtlicher Unsicherheit über die Jugendphase hinaus, so dass Reife längst nicht mehr den Endpunkt der geschlechtlichen Entwicklung markiert, sondern vielmehr deren Beginn. Dies birgt das Risiko, dass auch die Bereiche problematischer, z. B. bestimmter medialer, Einflussnahmen größer werden und dass sich Rollenklischees etwa aufgrund der Redundanz sogar noch verfestigen.

Dies bietet aber zugleich auch eine Reihe von Chancen, denn so erst eröffnen sich Handlungsfelder, die nicht nur in therapeutischem Sinne defizitäre Entwicklungen auffangen sollen, sondern erwachsenenpädagogisches Agieren im Sinne von Bildungsprozessen ermöglichen.

Wenn Fragen geschlechtlicher Identifikation über die Lebensspanne hinweg virulent bleiben, so können sie zum Gegenstand lebenslangen Lernens werden. Zu beachten sind dabei auch die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, insbesondere, wenn sie bei Fehlentwicklungen wie deviantem und delinquentem Verhalten wirksam werden. Wirkt Gewalt bereits über die geschlechtliche Sozialisierung und die Habitusbildung als identitätsstiftend, so wird diese Brisanz noch dadurch verschärft, dass Gewalt auch soziale Identität stiftet.

Gerade in Zeiten sozialer Belastung durch unterschiedliche gesellschaftliche Benachteiligungsformen, prekäre Beschäftigungsverhältnisse etc. treten solche

Aspekte in den Vordergrund. Betroffen sind gerade junge Männer, die nichts von der „patriarchalischen Dividende“ haben, um einen Ausdruck des Genderforschers Connell zu gebrauchen. Heißt es bei Marx noch, sie haben nichts zu verkaufen außer ihrer Arbeitskraft, so erhebt sich angesichts der Arbeitslosenstatistik die Frage, was ihren Status denn noch ausmachen soll, wenn auch auf ihre Arbeitskraft niemand mehr Wert legt. Ihre ökonomische und sozial-kulturelle Substanz ist so mickrig, das ihnen nichts bleibt, als ihre Muskeln zur Schau zu stellen. Risikobereitschaft als Statusmerkmal, auf der Straße, beim Autofahren, bei der Konfrontation mit Eltern, Lehrern, Erziehern und der Ordnungsmacht: Protestmaskulinität – wie Connell sagt: „Becoming a good boy by being a bad boy“ (Connell 2002).

Erschwerend fällt dabei ins Gewicht, dass Medien nicht bloß über fiktive Leitbilder zur Habitualisierung von Gewalt beitragen, sondern auch noch über die Charismatisierung realer Verbrechen und ihrer Akteure, wie beispielsweise der Gladbeck-Entführer, die 20 Jahre nach ihren Taten offenbar noch immer als Titelhelden taugen (s. Ausgaben des Stern oder der Bildzeitung im August 2008)

Pädagogische Herausforderungen

Es nutzt nichts, Medien wegen der hier dargestellten Wirkweise zu verteufeln. Vielmehr gilt es aus pädagogischer Sicht zu fragen, welche Funktionen Medien erfüllen und welche pädagogischen Angriffspunkte sich von daher ergeben. In Bezug auf Gewaltdarstellungen fallen zwei Funktionsweisen ins Auge: Erstens enttabuisieren Medien und zweitens bieten sie offenbar geeignete Anlässe und Vorbilder zur Identifikation. Die Frage stellt sich von daher, wie Bildungsprozesse beschaffen sein müssen, damit sie ebenfalls solche Wirkspektren entfalten. Bezogen auf die Erwachsenenbildung fällt auf, dass Sexualität – selbst im Zeitalter von AIDS – nicht annähernd zu den bevorzugten Themen gehört, obgleich Fragen rund um Beziehung und Sexualität im Alltag von Erwachsenen eine wichtige Rolle spielen.

So ergibt die Literatursuche beim Deutschen Institut für Erwachsenenbildung für die Jahre zwischen 2000 und 2008 zum Stichwort „Qualitätsmanagement“ 382 Einträge, zum Stichwort „Benachteiligung“ 118 Einträge, zu „Lebenslanges Lernen“ sogar 2119 Einträge und zum Stichwort „Sexualität“ gerade mal 19 Einträge. Diese vagen Daten vermitteln zwar noch keine empirisch einschlägigen Erkenntnisse, aber sie lassen doch vermuten, wie defizitär dieser Bereich in Praxis und Forschung ausgestattet ist.

Um die Folgen von medialen Gewaltpräsentationen pädagogisch zu bearbeiten, bedarf es einer Überführung des Ausgangsthemas, nämlich der Genderhabitualisierung in den allgemeinen Diskurs. Medienkritik allein reicht hier nicht aus, da die Medien offenbar eine Lücke schließen, die die pädagogische Praxis nicht auszufüllen vermag. Der Zusammenhang von Sex, Gender und Gewalt muss am Thema selbst deutlich und reflektierbar gemacht werden. Dass das Thema Sexualität gerade nicht mit der Pubertät abgeschlossen ist, eröffnet der Erwach-

senenbildung neue Spielräume. „Gender als Bildung ist ein unabgeschlossener Prozess“ folgert die Pädagogin Rabe-Kleberg (2006).

Dies gilt es auch für die auf lebenslanges Lernen abonnierte Erwachsenenbildung als Chance zu begreifen und Begleitelemente zu entwerfen, die diesen Prozess pädagogisch flankieren helfen. „Doing Gender“ muss Teil von erwachsenenpädagogischen Angeboten und Forschungen werden, und vordringliche Aufgabe der Pädagogik, die Teilhabe an diesem allgemeinen, ständig stattfindenden Gender-Diskurs zu ermöglichen: Erwachsenen hier andere Erfahrungsräume als nur mediale bereitstellen, Räume und Anlässe, in welchen sie ihre eigenen Erfahrungen mit Sexus und Gender machen können. Wenn Gewalt über die geschlechtliche Sozialisierung habituiert wird, gilt es, diesen Kreislauf zu durchbrechen und neben den Medien andere Möglichkeiten zur Genderausbildung anzubieten. Dies als Aufgabe zu begreifen, könnte zukünftig ein Beitrag der Erwachsenenpädagogik zum Abbau von Gewalt und damit einhergehenden Benachteiligungen sein. Konfessionelle Bildungsarbeit sollte sich dieser Aufgabe nicht verschließen.

Literatur

Baker, L. (2002): Das Anlage-Umwelt Problem in Zusammenhang mit Gewalt. In: Heitmeyer, W. / Hagan, J. (Hrsg.) Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden, S. 735–762

Bourdieu, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.

Bourdieu, P. (1985): „Vernunft ist eine historische Errungenschaft, wie die Sozialversicherung.“ Bernd Schwibs im Gespräch mit Pierre Bourdieu. In: Neue Sammlung, H. 25, S. 376–394

Connell, R. W. (1987), Gender and Power. Sydney.

Connell, R. W. (2002), Gender. Polity. Cambridge.

Jacobsen, G. C. (2008): Sozialstruktur und Gender. Analyse geschlechtsspezifischer Kriminalität mit der Anomietheorie Mertons. Wiesbaden

Kersten, J. (2002): Jugendgewalt und Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B44/2002, S. 14–20.

Kersten, J. (2003), „Gender and Crime“. Die Tragweite kulturübergreifender Ansätze, In: Boatca, M. / Lamnek, S. (Hrsg.): Geschlecht, Gewalt, Gesellschaft. Opladen, S. 71–84.

Kersten, J. (2004): „Kick und Ehre“: Zur Gewaltaffinität bei (einigen) männlichen Jugendlichen und Heranwachsenden. Hannover

Krais, B./Gebauer, G. (2002): Habitus. Bielefeld

Müller-Tucholski, A. (2008): M.F. Ashley Montagu: Das Verbrechen unter dem Aspekt der Biologie. Internet: http://www.vfhs-thueringen.de/polizei/fachgruppen/sozial/PDF-Dateien/kriminologie_verbrechen.pdf (Aufruf 1.9.2008)

Rabe-Kleberg, U. (2006): Schule und Gender Mainstreaming. In: AKTIV Frauen in Baden-Württemberg – Ausgabe 31–1/2006, S. 4

Sielert, U. (2005): Einführung in die Sozialpädagogik. Weinheim
Timmermanns, S./Tuider, E./Sielert, U. (Hrsg.) (2004): Sexualpädagogik weiter denken. Postmoderne Entgrenzungen und pädagogische Orientierungsversuche. Weinheim

Peter Döge/Brigitte Fenner: Zwischen Kontrolle und Konflikt – geschlechtsspezifische Gewalt im sozialen Nahraum¹

Die Debatte um Gewalt im Geschlechterverhältnis ist hierzulande eine emotional und politisch sehr aufgeladene Debatte, in der zum einen klare Täter- und Opferzuweisungen, zum anderen eindeutige theoretische Deutungsmuster vorherrschen: Gewalt im sozialen Nahraum gilt als männliche Gewalt und als Ausdruck patriarchaler Kontrolle von Frauen. Demgegenüber hat sich – insbesondere im angloamerikanischen Raum – seit Jahren eine differenziertere Debatte entwickelt, in der deutlich wird, dass Gewalt im sozialen Nahraum viele Formen annehmen kann und dabei keineswegs eindeutig auf die Geschlechter verteilt zu sein scheint. Dies stellt u. E. neue Anforderungen sowohl an Beratung als auch an Bildungsarbeit in diesem Feld.

Männliche und weibliche Gewalt im sozialen Nahraum

Nach den Ergebnissen der von STRAUS, GELLES und STEINMETZ 1980 erstmals veröffentlichten Untersuchung zu Gewalt in Familien (National Family Violence Survey) wandten 11,6% der befragten Frauen und 12,1 % der befragten Männer jeweils Gewalt gegen ihren Partner an.² Fast die Hälfte der Befragten mit einem Gewalthinter-

grund berichten, dass die Gewalthandlungen wechselseitig stattfinden, knapp 28% der Gewalttaten gehen allein von der Frau, fast 23% allein vom Mann aus. Nahezu dieselben Werte ergaben sich in einer 1990 veröffentlichten Folgestudie.³ Weitere Untersuchungen zu Gewalt in Paarbeziehungen unterstützten diese Befunde, die von ARCHER im Jahr 2000 erstmalig in einer Meta-Studie zusammengefasst wurden.⁴ Auf der Basis von 56 reanalytierten Studien zeigte sich ein gleich verteiltes Gewalthandeln zwischen Frauen und Männern für den Fall, dass die *Gewaltakte* abgefragt wurden; eine höhere Gewaltbetroffenheit für Frauen, wenn der Fokus ausschließlich auf die *physischen Folgen* gerichtet wurde.

Studien aus Deutschland zu Partnergewalt mit einem zu diesen Studien vergleichbaren quantitativen und geschlechtsspezifisch zusammengesetzten Sample existieren bisher nicht: „Was repräsentative Bevölkerungsumfragen zu häuslicher Gewalt betrifft, hinkt Deutschland der Entwicklung im internationalen Vergleich um über zwanzig Jahre hinterher“.⁵ Die vom Bundesfamilienministerium im Jahr 2004 durchgeführte Studie zur Gewalt gegen Frauen wies zwar ein großes Sample auf; dieses umfasste jedoch ausschließlich Frauen. Aufgrund dieses Untersuchungsdesigns basieren die Befunde der Studie – im Gegensatz zu den oben genannten US-amerikanischen Studien – ausschließlich auf den Eigenreporten der befragten Frauen